

Katharina Eyssen  
Alles Verbrecher  
Roman

**btb**

### 3

Wenn meine Mutter nachmittags stundenlang leise telefonierte, stellte ich mir oft vor, sie hätte einen geheimen Auftrag von der Regierung. Meistens schlich ich dann durch den Flur, um sie durch den Türspalt zu beobachten.

Einmal hatte sie die beiden alten Flügeltüren zum Wohnzimmer geschlossen und sich auf die Sofalehne gesetzt. Sie trug Shorts und ein weites T-Shirt, die krausen Haare hatte sie mit der Klemme aus dem Nacken genommen. Sie rauchte und rieb sich immer wieder mit den Fingerknöcheln die Augen. Sie sagte nichts, sie hörte nur zu. Sie verzog keine Miene, gähnte nur manchmal und sah dabei aus wie ein Igel mit ihrer spitzen Nase. Es war, als wäre gar niemand am anderen Ende der Leitung. Ich setzte mich auf den Flokatiteppich in unserem Flur, umfasste meine kalten Zehen mit den Händen und hörte zu, so angestrengt, dass ich manchmal das Atmen vergaß.

»Heute geht es nicht«, sagte sie zu jemandem. Manchmal auch: »Darüber kann ich jetzt nicht sprechen.«

Ich wiederholte die Worte immer wieder, leise und konzentriert, auch noch am nächsten Morgen auf dem Schulweg, um mir einen Reim darauf zu machen.

»Heute geht es nicht, heute geht es nicht.«

Ihre Stimme hob sich nicht, wurde nicht schneller, blieb nicht hängen an einem der Worte. Sie sprach, als hätte sie vorher gewusst, was sie wann zu sagen hatte, wie ein Code.

Meine Mutter arbeitete bei einer Zeitung, und oft stellte ich mir vor, dass sie vielleicht ein König anrief oder ein Leibwächter mit geheimen Informationen. Ich war überzeugt davon, dass meine Mutter eine Agentin ist und dass sie geheime Nachrichten bekommt, die sie vor uns verbergen muss, vor mir und meinem Vater, so geheim sind die Aufträge.

»Heute geht es nicht.«

Natürlich nicht.

\*

Ich liege im Bett, seit einer halben Stunde bin ich wach und höre zu, wie Jakob schluckt. Ich schlucke nie im Schlaf. Keiner schluckt im Schlaf, denke ich. Draußen fällt Schnee, aber nur immer mal wieder eine graue Flocke. Richtig will es noch nicht losgehen mit dem Winter.

Jakob dreht sich auf die Seite, so dass ich endlich aufstehen kann, ohne sein Bein wegheben zu müssen. Ich laufe mit den nackten Füßen über unseren rauen Dielenboden ins Wohnzimmer. Lisa sitzt auf einem Stuhl, einen Mantel auf den Knien, und näht mit einer riesigen Nadel einen Knopf an das Leder. Sie sieht kurz auf, als ich mich ihr gegenüber auf das Sofa setze. Ich ziehe die Knie an, stülpe mein Nachthemd darüber. Plötzlich ist es mir peinlich, dass ich hier so nackt sitze, dass sie und Jakob mich gleichermaßen nackt sehen.

Seit fast zwei Monaten ist er hier. Er schläft hier, er isst hier, und wenn er geht, durch den Hof an den Fahrrädern vorbei, durch die dunkle Einfahrt, stehe ich oben am Fenster und beobachte ihn. Meistens bleibe ich auch noch stehen, wenn er schon längst weg ist. Und bevor er abends wieder kommt, ziehe ich mich um und sprühe von dem Parfüm, das ich trage, meine Bettwäsche ein. Jakob arbeitet in einer Bar, Jakob spielt in einer Band, und Jakob studiert Soziologie. Jakob kocht Risotto, wenn ich mit den Schultern zucke und nicht weiß, was ich essen will. Jakob und ich schauen samstags die Sportschau, und Lisa gähnt. Ich bin froh, wenn sie abends ausgeht und wir alleine sind. Jakob wohnt in der WG mit dem langen Gang. Wenn wir bei ihm übernachten und ich nachts aufs Klo muss, schleiche ich über den kalten Flurboden und schalte kein Licht an. An seiner Tür hängt immer noch das Filmplakat, und in seinem Zimmer stapelt sich dreckige Wäsche. Jakob dreht sich seine Zigaretten selbst, er ist ein guter großer Bruder und ein guter Sohn. Er

ist lieb zu seiner Mutter, die wir zu Weihnachten besucht haben. Sein Vater ist Ingenieur, seine kleine Schwester hat die Mittlere Reife.

Ich denke an Weihnachten zurück, während Lisa die dicke Nadel immer wieder durch das Leder bohrt. Hinter ihr hängt das Foto von meiner Mutter auf der Motorhaube.

Irgendwann hatte ich in der Handtasche meiner Mutter eine Kassette gefunden, kurz nach ihrer Rückkehr von der Reise, auf der das Foto entstanden war: »Amerika« hieß die Kassette, natürlich. Sie war schwarz mit Gold, und ich klaute sie ihr eines Tages. Obwohl ich damals anfing zu ahnen, dass sie nicht in Amerika gewesen war, als sie »Amerika« gehört hatte, hörte ich die Kassette immer und immer wieder und drehte mit meinem kleinen Finger das stachelige Rädchen weiter, wenn die Bänder unten heraushingen oder sich im Inneren des Plastikgehäuses ineinander verschlungen hatten. Auf der Kassette war ein Lied, bei dem ich nicht genau wusste, um was es ging. Alles, was ich verstand, war, dass jemand durch Paris fahren wollte in einem Sportwagen mit warmem Wind in den Haaren.

\*

Lisa seufzt. Das macht sie oft in letzter Zeit. Manchmal sieht sie dann hinüber zur Balkontür, wo das Paket neben dem Sessel steht.

Es war kurz nach Neujahr angekommen, zusammen mit einem Brief auf Spanisch, den ich nicht verstand. Es waren nur drei Zeilen, alle in Großbuchstaben und ohne Unterschrift.

Ich sitze am Esstisch, rauche unter der Lampe, sehe zur Uhr und weiß nichts weiter mit mir anzufangen, weil ich warte, dass Jakob in der Tür steht. Lisa stellt sich vor mich hin, und ich komme mir ungewaschen vor, wenn ich sie sehe. Ihr Gesicht ist klar, die Haare sind zurückgekämmt. Sie stellt zwei Gläser auf den Tisch, hebt Eiswürfel aus der Form und spricht nicht. Sie holt Wodka, den von ihrem Bruder aus Litauen ohne Etikett, der quer im Eisfach liegt, nicht den

billigen von der letzten Party. Dann, während sie einschenkt, setzt sie sich mir gegenüber an den Tisch, stößt mit meinem Glas an, das ich noch nicht hochgenommen habe, und trinkt allein. Ich hoffe, dass Jakob bald kommt und ich ihr nichts sagen muss, weil ich genau weiß, was sie will.

Lisa kaut auf einer Strähne ihrer langen blonden Haare. Ihre Haare sind so hell, dass sich das Weiß manchmal nicht von ihrer Haut absetzt. Sie sitzt vor mir wie ein strahlender Stock, so gerade. Ihre Augen funkeln, und mit ihrem dünnen Zeigefinger tippt sie auf die Tischfläche. Irgendwann steht sie auf und schleicht um mich herum. Sie wartet.

Seit einem Jahr, seit wir hier wohnen, haben wir nie jemand anderen hereingelassen, nicht für mehr als ein paar Stunden. Eine Nacht vielleicht.

Ich muss an den Tag denken, an dem wir eingezogen sind. Daran, wie wir im Mai unser Sofa die drei Stockwerke hinauftrugen. Lisa mit Zigarette im Mund und hochgekrempelten Ärmeln. Die Wespen flogen im Hausflur durch das offene Fenster, wir lachten vor Erschöpfung und schnappten nach Luft. Später lagen wir auf dem warmen Parkett vor dem Sofa, nicht darauf, sondern in den Sonnenflecken davor, wie Hunde.

Seit Jakob da ist, hat Lisa ihre Wohnung verloren. Sie funkelt ihn an, sie trägt große Stapel Zeitungen an ihm vorbei in ihr Zimmer, und sie macht den Fernseher aus, wenn wir nach Hause kommen.

Wenn Jakob also einmal kurz nicht da ist, so wie jetzt, und Lisa mich beim Warten erwischt, holt sie den Wodka aus dem Kühlfach und trinkt auch gleich ein zweites Glas. Ihre Lippen sind in letzter Zeit ganz schmal, so böse ist sie. Vielleicht hat sie Recht. Vielleicht meint sie, dass ich meine Zeit verschwende oder mich vor dem drücke, was eigentlich zu tun wäre.

»Heute geht es nicht. Ich kann darüber jetzt nicht sprechen.«

Lisa hasst es, wenn etwas verschwiegen wird, aber ich finde das gerade gut. Ich kenne es nicht anders.

\*

Meine Mutter kann das Telefon einfach vor sich hinklingeln lassen, und das ist etwas, das man wirklich können muss. Ich hingegen kann es nicht einmal ertragen, wenn Leute in Filmen nicht schnell genug ans Telefon gehen.

Es klingelte oft durch unsere Wohnung, und es hörte nicht auf. Noch Stunden später hallte es nach, obwohl es längst vorbei war. Meine Mutter sah dann kurz zu mir auf, schleckte ihren Finger und blätterte die Zeitung um. Sie wusste, wer dran war und dass es keinen Grund gab, mit diesem Jemand zu sprechen. Wieder ein geheimer Code, davon war ich überzeugt.

Im Sommer trug meine Mutter manchmal den ganzen Tag die Sachen, in denen sie auch geschlafen hatte. Sie schminkte sich nicht, sie duschte auch nur selten. Ihre Haare waren stumpf und standen in alle Richtung vom Kopf ab, wenn sie sie nicht mit der Plastikklemme bändigte.

Meine Mutter arbeitete von zu Hause aus, sie schrieb Artikel, nur manchmal musste sie auch zu einem Termin. Dann zog sie eine Bluse an, ein Jackett und enge Jeans und eine Sonnenbrille. Und auf einmal sah sie aus wie eine tolle Frau. Es brauchte gar nicht viel. Sie schüttelte ihre Haare, während die Zigarette über dem Waschbeckenrand lag und ich auf dem Klodeckel saß und sie beobachtete. Sie machte sich die Haare, indem sie einen breit gezinkten Kamm ein paarmal in ihre Locken stach, dann sprühte sie Haarspray über ihren Kopf hinweg. Sie zog ihr Lid zur Seite und umrandete ihre Augen schnell mit einem schwarzen Stift; später sah sie sich an. Jung war sie, und so schön, fand ich, aber sie lächelte nicht, sondern verließ das Bad. Immer vergaß sie die Zigarette am Waschbeckenrand, und die Glut hinterließ gelbe Flecken.

Meine Mutter lächelte sowieso selten, nur wenn mein Vater ihr Geschichten aus der Redaktion erzählte, davon, wie